

Vortrag

„Antikolonial – postkolonial – dekolonial? – Lokalgeschichtliche Initiativen, politischer Aktivismus und Wissenschaft in Deutschland“

Dr. Heiko Wegmann (Freiburg), 15.05.2025, 12-14 Uhr

Dr. Heiko Wegmann ist freiberuflicher Sozialwissenschaftler und Historiker. Er studierte an der Universität Oldenburg und wurde an der Universität Freiburg promoviert. Sein erster Forschungsschwerpunkt liegt in der NS-Geschichte Südbadens, sein zweiter ist die Kolonialgeschichte des deutschen Südwestens. Bereits 2005 gründete Wegmann das Forschungs- und Bildungsprojekt „freiburg-postkolonial“, das er seitdem ehrenamtlich betreibt. Neben seinen einschlägigen Publikationen begleitet und leitet er zahlreiche Ausstellungen zur Bedeutung des Kolonialismus für Baden-Württemberg.

<https://www.freiburg-postkolonial.de/>

Heiko Wegmann gliederte seinen Vortrag in drei Teile. Im ersten davon lieferte er einen Überblick über das Thema, seine Zugänge und seine Entwicklung. Im zweiten Teil ging es um den Forschungsstand, die lokalen Initiativen und deren Entstehungskontexte. Im dritten und letzten Teil behandelte er Fragen und Probleme, die sich aus dem Vorangegangenen ergaben. Für den postkolonialen Ansatz sei es zentral, nationale Narrative infrage zu stellen. Dazu gehörten mit Blick auf die Quellenlage auch explizit die nationalen Archive. Wesentlich sei es auch, Kolonialgeschichte nicht als Randerscheinung oder Anhängsel der Außenpolitik zu verstehen. Im Gegenteil sollte sie als geteilte oder verflochtene Geschichte verstanden werden, wobei dies bis heute mitunter kontrovers sei. Ziel dabei sei eine reziproke und kooperative Aufarbeitung. Postkolonial als Begriff könne dahin missverstanden werden, dass der Kolonialismus vorbei sei, er wirke allerdings weiter fort. Dadurch richte sich der Fokus auf die nachhaltige Rückwirkung kolonialen Denkens und Handelns sowohl für die kolonisierte wie auch die (einst) kolonisierenden Gesellschaften. Dabei seien auch Kategorien wie die Kulturgeschichte, Sprache, das Fremd- und Eigenverständnis, u.v.m. mitzudenken.

Wichtig sei die zeitliche und räumliche Erweiterung des Blickfeldes. Koloniale Themen spielten weit vor und lange nach dem Bestehen des Kolonialreichs eine Rolle in Deutschland. So habe es eine informelle Integration in das globale Kolonialsystem gegeben und nach dem

Niedergang des deutschen Kolonialreiches einen weit verbreiteten Kolonialrevisionismus. Eine weitere zentrale Frage sei, wessen Geschichte und wessen Erinnerung zähle. Auch hier solle die Perspektive erweitert werden. Neben den Täter*innen sollten auch die „Opfer“ in den Fokus genommen werden, wobei sie nicht allein als passive Opfer zu verstehen seien, sondern immer auch als handelnde Individuen. Als Beispiel für notwendige Perspektivwechsel erklärt Wegmann, dass das Ende des Zweiten Weltkriegs in Deutschland auf den 8. Mai 1945 datiert wird, während und obwohl der Krieg in anderen Teilen der Welt teilweise noch fort dauerte.

Im zweiten Abschnitt betont Wegmann den Mehrwert der Lokalgeschichte. Große Themen und Zusammenhänge könnten angewandt und heruntergebrochen werden. Durch die Verknüpfung mit konkreten Orten, Institutionen und Biografien könnte für Stadtbewohner*innen ein stärkerer Bezug zur eigenen Lebenswelt geschaffen werden. Dabei könne bei der Vermittlung die Handlungsebene miteinbezogen werden, was auch die Rolle der damals handelnden Individuen unterstreiche.

Zum Forschungsstand über lokalgeschichtliche Initiativen zum Thema Kolonialismus konstatiert der Referent große Lücken. Es gebe zwar einzelne Aufsätze, das Feld sei allerdings kaum erforscht. Die folgenden Aussagen beruhen daher auf Wegmanns eigenen Beobachtungen und Recherchen: Die Entstehung postkolonialer Bewegungen teilt er in drei Phasen und eine Vorphase ein. Die Vorphase verortet er im Zeitraum der 1960er bis in die 1980er Jahre, die von Denkmalstürzen und punktuellen Initiativen zu Denkmälern und Straßennamen geprägt war. In der ersten Phase in den 80er Jahren gründeten sich afrodeutsche Selbstorganisationen. Postkoloniale Aktivitäten, vor allem in Norddeutschland, verstetigten sich. Ein herausragendes Ereignis war 1984 die Erinnerung an die 100ste Jährgang der Berliner Afrika-Konferenz. Die zweite Phase verortet Wegmann zwischen 2003 und 2008. In dieser Zeit verbreiten sich postkoloniale Aktivitäten und Vereine, von Hamburg und Berlin ausgehend, in weitere Metropolen und Universitätsstädte. Die Vereine gaben sich oft Namen, die sich aus dem Städtenamen gefolgt von „postkolonial“ zusammensetzten. Sie hießen also „Hamburg postkolonial“ oder „Freiburg postkolonial“. Die demselben Schema folgenden Benennungen sollten für einen gewissen Wiedererkennungswert sorgen. Darüber hinaus sollten Kooperationsmöglichkeiten geschaffen werden, aus denen eine Bewegung entstehen könne. In diese Zeit fällt auch die Gründung von „Deutschland postkolonial“, welches als eine Art Dachverband an die Arbeit anderer Vereine anknüpfen sollte. In der dritten und letzten Phase, welche nach Wegmann von 2009 bis heute fort dauert, breiten sich postkoloniale

Gruppen auch in der Fläche aus, insbesondere auch in Ostdeutschland. Die Rolle von BIPOC innerhalb der Bewegung nehme zu und es gebe eine Tendenz in der Namensgebung der Initiativen und Vereine, die Begriffe „decolonize“ oder „dekolonial,“ dem bisherigen „postkolonial“ vorzuziehen. Die veränderte Namensgebung deute eine Fokussierung auf Handlungsansätze und critical-whiteness an. Dekoloniale Gruppen wollten stärker die Opfer und Gegner von Kolonialrassismus und Ausbeutung in den Fokus stellen. Eine weitere neuere Entwicklung sei die zunehmende Vernetzung der Bewegung, diese finde teilweise regional, aber auch bundesweit statt. So gebe es gemeinsame Tagungen, Kooperationen von Universitäten und regionale Dachorganisationen wie zum Beispiel „Hessen postkolonial“.

Die Entstehungskontexte ansprechend, betont Wegmann die Heterogenität der Bewegung auf mehreren Ebenen. So gebe es Wurzeln in universitären Seminaren und Instituten verschiedener Fachrichtungen, in migrantischen Selbstorganisationen, in entwicklungspolitischen Aktionsgruppen, christlichen Eine-Welt-Gruppen und der Anti-Rassismus-Bewegung. Auch die Merkmale der Initiativen variierten. So gebe es losere und festere Gruppen, NGO-Bündnisse oder Initiativen, die stark auf das Engagement einzelner Personen angewiesen seien. Mittlerweile gebe es jedoch Tendenzen der Institutionalisierung zum Beispiel über gesamtstädtische Konzepte der Erinnerungskultur (v.a. in Berlin und Hamburg).

Auch im Vorgehen und den Arbeitsbereichen postkolonialer bzw. dekolonialer Initiativen zeichnet Wegmann das Bild einer heterogenen Bewegung. Das Vorgehen sei geprägt von historischer Forschung, Spurensuche sowie Methodenpluralismus und habe teilweise „Werkstattcharakter“. Für die Arbeitsbereiche nennt er eine aktive Erinnerungskultur, die gegen koloniale Nostalgie, Amnesie und Aphasie gerichtet sei. Es gebe Stadtrundgänge, Vorträge, Ausstellungen und Websites sowie Kampagnen in Bezug auf Kolonialdenkmäler, Straßennamen und Raubkunst. Zudem werde immer wieder Bezug auf aktuelle politische Themen genommen. Ein ungerechtes Welthandelssystem werde thematisiert und nicht zuletzt wichtige Bildungsarbeit zum Beispiel zum Thema Alltagsrassismus geleistet.

Im abschließenden Teil seines Vortrags geht Heiko Wegmann auf die möglichen Probleme und Fragen der postkolonialen Ansätze ein. Grundsätzlich seien trotz wichtiger Fortschritte noch Vermittlungsprobleme zu konstatieren. Dies sei unter anderem darin begründet, dass in weiten Teilen der Bevölkerung noch immer nur geringes Allgemeinwissen zur Kolonialgeschichte vorhanden und de- und postkoloniale Ansätze wenig in der Gesellschaft

verankert seien. Diese seien ein Kampf gegen etwas Allgegenwärtiges, aber oft nicht Sichtbares bzw. von der Mehrheitsgesellschaft nicht Wahrgenommenes. Eine weitere Herausforderung seien das Verhältnis und die Abgrenzung zwischen Wissenschaft und Aktivismus. Wissenschaftliche Ansprüche erforderten methodische Sauberkeit, Neutralität und eine Distanz zum Untersuchungsgegenstand. Diese Ansprüche immer und überall und vor allem einheitlich zu erfüllen, sei jedoch schwierig, da es sich, wie gezeigt, um eine sehr heterogene Bewegung handle. Hinzu kämen systematische Eigendynamiken wie die Karrieren einzelner Akteur*innen, Finanzierungsschwierigkeiten und eine Nord-Süd-Asymmetrie in der Forschungslandschaft. Außerdem implizieren die postcolonial studies eine politische bzw. moralische Intervention. Gerade bei ehrenamtlichem Engagement sei die Qualitätssicherung oft eine Herausforderung. Die Zusammenarbeit mit ehemals kolonisierten Gesellschaften und Gruppen sei nicht immer im gewünschten Umfang möglich und auch der Zugang zu Quellen und Ressourcen nicht optimal. In Bezug auf die konkreten lokalen und regionalen Initiativen betont Wegmann, dass hier eine oberflächliche Recherche nicht ausreiche. Vielmehr müsse eine Reflektion der jeweiligen Spezifika und dazu auch eine gewisse Verständigung der Initiativen auf gemeinsame Methoden erfolgen. An dieser Stelle wirft der Referent auch die Frage auf, ob diese lokalen Initiativen durch ihren Fokus auf deutsche Städte nicht ungewollt eine Rezentrierung auf europäische Geschichte bewirkten.

Als letzten Punkt thematisiert Wegmann den Nutzen und die Risiken der Identitätspolitik. So würden unterschiedliche Sprechorte reflektiert. Das bedeute, dass gefragt werde, wer betroffen sei, wer gehört werde, wer für wen spreche und wer was kritisieren dürfe. Dabei ginge es auch um das Verhältnis *weißer* und Schwarzer postmigrantischer Akteur*innen oder auch um die Bedeutung, die dem Kampf um einzelne Begriffe beigemessen werde. Weiter sieht Wegmann die Gefahr einer umgekehrten Vereinfachung und Dichotomie, beispielsweise von bösen Tätern und guten Opfern, was in dieser Absolutheit nicht immer richtig sei. Abschließend stellt Wegmann die Frage, ob die postkoloniale Brille als „Allzweckwaffe“ zur Erklärung und Kritik gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse und Konflikte geeignet sei.

Die anschließende Diskussion- und Fragerunde kann aufgrund ihrer Länge hier nur exemplarisch dargestellt werden.

Eine Zuhörer*in stellte die Frage, ob es Debatten über Straßennamen auch in Freiburg gebe. Heiko Wegmann bejaht dies und meint, dass diese Debatten jahrelang eines der größten

Reizthemen in Freiburg gewesen seien. Eine städtische Kommission habe sich vor allem auf Personen mit NS-Vergangenheit konzentriert, allerdings gerieten auch Menschen mit kolonialistischer Vergangenheit und/oder sozialdarwinistischer Anschauung in den Fokus. Debatten über Straßenumbenennungen habe es bereits seit den 1990ern gegeben.

Eine weitere Frage bezog sich darauf, dass postkoloniale Gruppen möglicherweise zu akademisch seien oder wirkten und wie akademisch sie sein müssten und wie ein möglicher Umgang damit aussehen könne. Wegmann erklärt, dass man gewisse Themen etwas herunterbrechen müsse. Dafür eigneten sich gerade Straßennamen, da die Frage, ob eine gewisse Person auf diese Art geehrt werden solle, eine einfache und gute Diskussionsgrundlage böte. Eine Admiral-Spee-Straße, deren Namensgeber wohl nicht allen bekannt sei, erfordere jedoch eine gewisse Wissensvermittlung. Wichtig sei es, Dinge konkret zu benennen und sich dabei auf das Wesentliche zu konzentrieren. Die Grundlage für das alles, so betont er, sei die konkrete historische Forschung.

Bericht verfasst durch Niklas Renz, geprüft und freigegeben durch den Referenten.